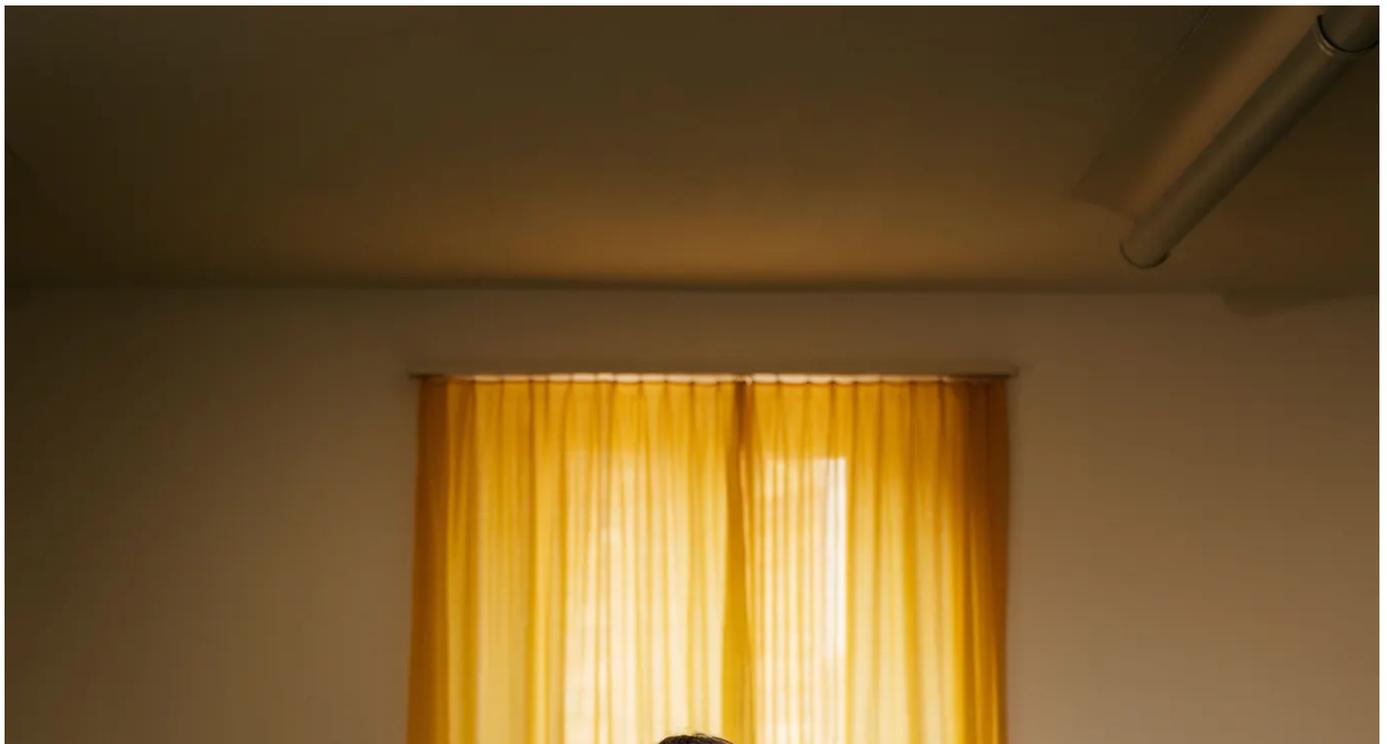


In Zürich gibt es viel zu wenig Kinderpsychiater. Deshalb muss Thomas Hess auch mit 79 Jahren noch Notfalldienste leisten. Was ist da los?

Immer mehr Kinder und Jugendliche haben psychische Probleme - zugleich fehlt bei den Kinderpsychiatern der Nachwuchs.

Michael von Ledebur (Text), Annick Ramp (Bilder)

02.02.2023, 05.00 Uhr ⌚ 5 min





Der Kinderpsychiater Thomas Hess in seiner Praxis in Wädenswil. Er ist auch in Männedorf tätig.

NZZ/Annick Ramp

Wer 60 Jahre alt wird, schaut in der Regel der Pensionierung entgegen. Auch für Thomas Hess, Kinder- und Jugendpsychiater aus Männedorf, brachte das sechzigste Altersjahr eine Entlastung. Man entliess ihn altershalber aus dem Notfalldienst, den Psychiater im Kanton Zürich an Abenden und Wochenenden regelmässig leisten müssen. Der

Notfalldienst kann anstrengend sein. Hess war froh, nicht mehr für ganze Wochenenden auf Abruf zur Verfügung stehen zu müssen.

Doch als er über 70 Jahre alt war, wurde das Reglement geändert. Er musste wieder Notfalldienst leisten. Dieses Jahr wurde Thomas Hess 79 Jahre alt. Den Notfalldienst versieht er immer noch.

Vor kurzem wurde das Vorgehen erneut geändert: Die Klienten müssen in die Praxis des Diensthabenden kommen. Das sei eine klare Verschlechterung für die Patienten, sagt Hess. Sie sei wohl dem Alter der Mediziner geschuldet.

Durchschnittsalter 60

Es ist ein klares Zeichen dafür, dass die Branche überaltert ist. Ein Blick ins eidgenössische Medizinalberuferegister bestätigt diesen Befund. 141 Berufsleute sind im Kanton Zürich aufgeführt. Das Durchschnittsalter liegt knapp unter 60 Jahren.

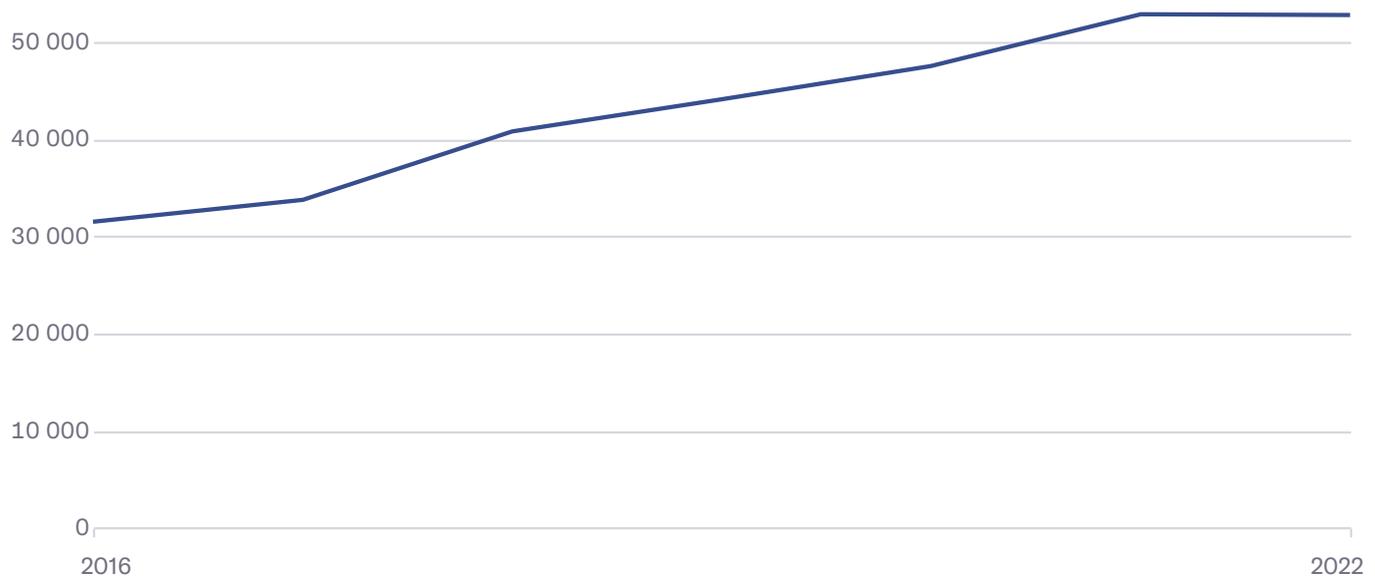
Hess sagt: «Wir haben praktisch keinen Nachwuchs. In vielen Kliniken finden Sie fast keine Psychiaterinnen und Psychiater, die Deutsch sprechen.» Und während die Zahl der Fachleute abnimmt, steigt der Bedarf seit der Pandemie deutlich an.

Bereits 2016 zeigte eine Studie des Bundesamts für Gesundheit, dass Kinder und Jugendliche viel länger auf einen Therapieplatz warten

müssen als Erwachsene. Mit der Pandemie hat sich die Situation verschlechtert. Zwischen 2016 und 2021 stieg im Kanton Zürich die Zahl ambulanter Konsultationen von jährlich 25 000 auf über 50 000.

Immer mehr Jugendliche brauchen psychiatrische Hilfe

Ambulante Fallzahlen der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie Zürich



Quelle: Psychiatrische Universitätsklinik Zürich

NZZ / vö.

Der Nachwuchsmangel wird dieses Problem verschärfen. Ist der Beruf derart unattraktiv geworden, dass so wenige ihn ergreifen?

Thomas Hess hat seine Praxis im Erdgeschoss eines Mehrfamilienhauses in Männedorf. Der Blick geht auf eine Grünanlage, Stühle stehen im hellen Raum, in einer Ecke ein Sandkasten. Das Holzspielzeug darin dient dazu, Familienkonstellationen aufzuzeigen.

Hess mag seinen Beruf. Er sagt: «Kinder sind dermassen direkt – man

merkt nach wenigen Minuten oft, worin die problematische Beziehungskonstellation liegt.» Er erzählt von einer Familiensitzung, bei der er gefragt habe, wer der Chef in der Familie sei, und die fünfjährige Tochter aufgestreckt habe. «Und es stimmte: Die Eltern waren zu unsicher und übernahmen zu wenig erzieherische Verantwortung, so dass die Kinder überfordert waren.»

Viele Leute nähmen an, «dass wir Kinder behandeln, die spinnen. Das stimmt nicht. Die Kinder leiden unter einem System, das ihnen nicht gerecht wird, sie nicht so akzeptiert, wie sie sind: Familie oder Schule.»

Die Probleme seien über die Jahre ähnlich geblieben: Kinder, die daheim oder in der Schule unangepasst seien. Kinder, die mit psychosomatischen Symptomen wie Bauch- oder Kopfweg zeigten, dass für sie etwas nicht stimme. Oder depressive Kinder und Jugendliche. Hess sagt, seinem Eindruck nach habe Corona nicht zu neuen Problemen geführt, es gebe aber mehr Fälle, und Suizidversuche bei Jugendlichen seien massiv häufiger.





Thomas Hess sagt: «Kinder sind dermassen direkt – man merkt nach wenigen Minuten oft, worin die problematische Beziehungskonstellation liegt.»

NZZ / Annick Ramp

Gesucht: genügsame Menschenfreunde

Geht es um den fehlenden Nachwuchs, sieht Hess das Tarifsystem als Teil des Problems. Wer als Medizinerin oder Mediziner gut verdienen wolle, müsse Augenarzt oder Herzchirurgin werden.

Kinderpsychiaterinnen und Kinderpsychiater stünden ganz am Ende der Rangliste, knapp hinter den Erwachsenenpsychiatern. Dabei sei es eine «gesellschaftspolitische Dummheit», in diesem Bereich zu sparen.

Gelinge es, ein Kind oder einen Jugendlichen auf den Weg zu bringen, spare man enorm. Die Folgekosten einer gescheiterten Sozialisierung in der Kindheit sind ungleich höher als eine möglichst frühzeitige Therapie.

Noch ein wenig älter als Thomas Hess ist sein Berufskollege Thomas Schnyder. Er hat seine Praxis ebenfalls an der Goldküste, in Zollikerberg unweit des Spitals. Dieses Jahr wird er 80 Jahre alt. Damit ist er nicht nur der Älteste, sondern auch der Dienstälteste seines Fachs. Seinen Abschluss hat er im Jahr 1976 gemacht.

Vom Notfalldienst hat er sich befreien lassen. Neue Patientinnen und Patienten nimmt er fast keine mehr auf. Aber seine langjährigen Klienten will er nicht im Stich lassen. Schnyders Patienten sind meist zwischen 16 und 22 Jahre alt. An ihnen hat Schnyder die Auswirkungen der Corona-Pandemie erlebt. Die Einsamkeit sei für viele einschneidend gewesen, die Isolation von der Peer-Gruppe zu einer Zeit im Leben, in der sich viele Freundschaften bildeten. Nicht alles lasse sich nachholen.

Schön am Beruf sei, dass man die Entwicklung eines Kindes auf einen guten Weg bringen könne. Lorbeeren aber könne man im Vergleich zu



Privat

anderen Sparten der Medizin nicht erwarten. Ein engagierter Kinderpsychiater arbeite mit Eltern, Lehrerinnen, Kinderärztinnen, dem schulpsychologischen Dienst, Heilpädagoginnen, Logopädinnen und Psychomotoriktherapeutinnen zusammen.

Er sagt: «Ich habe diese Kontakte immer sehr gerne gehabt. Aber man muss bereit sein, hinauszugehen in die Schulen oder nach Hause zu den Kindern oder in Institutionen, wo sie leben.» Und man müsse sehr flexibel sein. Das sei nicht jedem gegeben.

«Die Kinderpsychiatrie ist ein sozialer Beruf», sagt Schnyder. Wahrscheinlich sei es kein Zufall, dass er im Vergleich zum Aufwand nicht angemessen entlohnt werde – wie die meisten Berufe, in denen der zwischenmenschliche Kontakt im Zentrum stehe.

Susanne Walitza von der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich ist Vorstandsmitglied der Schweizerischen Gesellschaft für Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie. Sie sieht die Kombination von Unterversorgung und erhöhtem Bedarf mit Sorge. Auch wenn es schön sei, dass viele Kinderpsychiaterinnen ihrem Beruf lange treu blieben: Die Überalterung sei problematisch. Wenn es immer mehr Patienten und immer weniger Mediziner gebe, sei chronische Arbeitsbelastung die logische Folge. Für angehende Medizinerinnen und Mediziner erfordere die Kinderpsychiatrie das höchste Investment – in Form einer langen Ausbildung – und die tiefsten Löhne. «Bei beiden Punkten muss man dringend ansetzen.»

Druck macht auf politischer Ebene die Junge Mitte mit einer kantonalen Volksinitiative. Letzten August hat sie sie lanciert. Parteipräsident Benedikt Schmid sagt auf Anfrage der NZZ, drei Wochen vor Ablauf der Sammelfrist sei klar, dass man die Hürde von 6000 Unterschriften locker meistern werde. Der Zuspruch beim Unterschriftensammeln sei enorm gewesen, «die allermeisten Leute haben das Anliegen praktisch diskussionslos unterschrieben». Zwar hat der Regierungsrat das Angebot zuletzt ausgebaut. Aber dies sei lediglich Symptombekämpfung.

Die Initiative fordert eine Behandlungsaufnahme für Kinder und Jugendliche innert vier Wochen. Darüber hinaus ist sie als allgemeine Anregung formuliert, aber es gibt Ideen zur Umsetzung. So soll der Kanton angehenden Jugendpsychiatern die Ausbildungskosten vollständig erlassen. Schmid hofft, dass der Regierungsrat das Anliegen freiwillig umsetzt. Falls nicht, käme die Initiative frühestens in eineinhalb Jahren an die Urne.

Offensichtlich ist, dass der Kanton Zürich noch länger auf Kinderpsychiaterinnen und -psychiater angewiesen sein wird, die weit über das Pensionsalter hinaus arbeiten. Thomas Hess hat seine Bewilligung vor einer Woche für drei weitere Jahre erneuert. Sein Engagement wolle er «langsam zurückfahren», sagt er. Thomas Schnyder hat auf eine Verlängerung verzichtet. Seine Bewilligung läuft 2025 aus. Er wird dann 82 Jahre alt sein.